

Hans Förster, Wien

Zwischen Inkulturation, Integration und Isolation

*Die Christen und ihre Liturgie im 4. Jahrhundert**

Das Christentum meisterte im vierten Jahrhundert eine große Herausforderung: Von einer Minderheit wurde es zu der bestimmenden Religion des Römischen Reiches. Der Beitrag geht der Frage nach, ob die Parallelen, die man zwischen der kirchlichen Situation im Römischen Reich und der Gegenwart sehen kann – es handelt sich immerhin in beiden Fällen um ein Christentum in einer multikulturellen Gesellschaft –, Wege für die Liturgie von heute aufweisen können. Gleichzeitig wird die Frage aufgeworfen, ob einige Deutungen dieser Zeit möglicherweise auf falschen Voraussetzungen aufruhren.

Einleitung

Das vierte Jahrhundert stellt für den Kirchenhistoriker eines der spannendsten Jahrhunderte dar. Eine gewaltige Veränderung vollzieht sich im Rahmen von nur wenigen Jahrzehnten: Noch am Anfang des Jahrhunderts wütete die diokletianische Christenverfolgung – erst das Toleranzedikt des Galerius aus dem Jahr 311 beendete diese Verfolgung. Durch das Toleranzpatent unter Konstantin dem Großen wurde das Christentum im zweiten Jahrzehnt eben dieses Jahrhunderts zu einer geduldeten Minderheit, um dann beginnend mit dem von Kaiser Theodosius I. erlassenen Edikt *cunctos populos* vom 28.2.380 überhaupt zu einer geeinten privilegierten Religionsgemeinschaft des Römischen Reiches aufzusteigen, der sehr bald in den nachfolgenden Edikten immer stärker der Status der einzigen anerkannten Religionsgemeinschaft des Römischen Reiches gewährt wurde. Dieser Umschwung bedeutet allerdings, dass nicht einfach christliche Familien das Christentum an die nächste Generation weitergaben, sondern dass vielmehr zahlreiche Konversionen zum Christentum stattfanden, dass also Menschen unterschiedlichster ethnischer und kultureller Herkunft ihre neue Heimat im Christentum fanden und – ab Ende des vierten Jahrhunderts – auch finden mussten.¹ Dies bedeutete eine große Herausforderung an die Integrationsfähigkeit des Christentums, die offensichtlich ohne allzu große Probleme gemeistert wurde. Man kann also festhalten, dass es sich um eine bewundernswerte Leistung handelt, Menschen aus derartig vielen ethnischen und kulturellen Herkunftsgebieten unter dem Dach des christlichen Glaubens zu vereinen.

Gerade aufgrund der erstaunlichen integrativen Leistungen des Christentums in diesem Jahrhundert sollte eine sorgfältige Analyse der Veränderungen von damals auch heute noch Wege für mögliche Veränderungen und Erneuerungen der Kirche und ihres liturgischen

* Der Beitrag entstand im Rahmen eines vom Wissenschaftsfonds (FWF) geförderten Forschungsprojektes.

¹ Bis heute ist umstritten, in welchem Maß die Privilegierung des Christentums im Laufe des vierten Jahrhunderts nur Folge der Attraktivität des Christentums war, oder ob diese Privilegierung einen entscheidenden Anteil an der Christianisierung des Römischen Reiches hatte; vgl. hierzu Girardet (2007) 52: „Konstantins politische Intention ging also dahin, den religiösen Pluralismus allmählich zum Verschwinden zu bringen, das Christentum zur Reichs- und Menschheitsreligion zu machen. Der Weg dazu war beschritten, und es zählt sicher zu den größten politischen Leistungen des Kaisers, dass dies aufs Ganze gesehen weitgehend gewaltfrei geschehen ist.“

Lebens aufzeigen können. Damals gelang es der Kirche, von einer tolerierten Minderheit binnen wenigen Jahrzehnten zu der Religion des Römischen Reiches zu werden. Heute ist in Europa das Christentum die Religion, mit welcher noch immer eine Mehrheit der Bevölkerung identifiziert werden kann, wobei – und dies kann man sicherlich als eine Parallele zur damaligen Zeit betrachten – wieder viele verschiedene ethnische und kulturelle Einflüsse aufgrund der Mobilität der Bevölkerung existieren.

Selbstverständlich könnte man darauf hinweisen, dass es mit den genannten kaiserlichen Edikten zu einer eindeutigen Bevorzugung des Christentums gekommen ist, die letztendlich zur Unterdrückung aller nichtchristlichen Gemeinschaften führte. Und doch stellt sich weiterhin die Frage, wie es das Christentum überhaupt schaffen konnte, eine derart hohe Zahl von Gläubigen hinter sich zu scharen, dass diese Edikte auch tatsächlich aus Sicht der kaiserlichen Politik sinnvoll und praktikabel erscheinen konnten. Das Christentum war ja noch wenige Jahrzehnte zuvor eine verfolgte Religionsgemeinschaft gewesen – und man sollte nicht unterschätzen, dass im Römischen Reich die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft gerade auch in politisch schwierigen Zeiten nicht nur als religiöses, sondern als ein politisches Bekenntnis gedeutet wurde, so dass im Nachhinein zum Beispiel die Christenverfolgung unter Decius in der Mitte des 3. Jahrhunderts nicht so sehr als religiöse, sondern als politische Verfolgung zu deuten ist.² Mit anderen Worten: Die Minderheitensituation des Christentums zu Beginn des vierten Jahrhunderts ließ es für die politischen Kräfte opportun erscheinen, den Versuch zu unternehmen, diese Minderheit mit Hilfe staatlicher Zwangsmaßnahmen unter Kontrolle zu halten und am Wachsen zu hindern. Dies hinderte das Christentum jedoch nicht daran, weiter zu wachsen und zu gedeihen. Dass nun am Ende des vierten Jahrhunderts die nicht-christlichen Religionsgemeinschaften eben dieses Schicksal erleiden, zeigt, dass es im Vorfeld dieser Entwicklung zu einer großen Veränderung der religiösen Zugehörigkeit der Bevölkerung gekommen ist: Das Christentum hat gerade in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts zahlreiche Anhänger gewonnen und diese den verschiedenen im Römischen Reich verbreiteten Kulte abgeworben. Schließlich muss davon ausgegangen werden, dass derartige Edikte des Kaisers keine Chance gehabt hätten, wenn nicht zu dieser Zeit bereits eine große Mehrheit der Bevölkerung dieser neuen Religion angehört hätte.

Die historische Situation scheint sich also folgendermaßen darzustellen: Die Kirche, so will es scheinen, öffnete sich der Welt und nahm diese dabei auch in sich auf. Im Rahmen einer Inkulturation des Christentums, so die weit verbreitete Hypothese, sei es zu einer Übernahme letztlich paganer Elemente und Gebräuche gekommen – die moderne Forschung spricht oft von *Survivals*.³ Dies habe, so will es scheinen, letztendlich auch den Anhängern anderer Religionen und Kulte den Übertritt zum Christentum erleichtert, fanden sie doch dort vor, was sie verlassen hatten.

Man kann hierfür sogar ein historisches Vorbild bemühen: Nach dieser Hypothese hätte das Christentum einen Teil seiner christlichen Identität in eben der Weise aufgegeben – oder muss man vielleicht besser formulieren: neu gedeutet –, in der auch das Frühchristentum durch die paulinische Ablehnung der vollen Geltung des jüdischen Gesetzes einen Teil seiner jüdischen Identität aufgegeben hatte. Diese Aufgabe der jüdischen Elemente war die Grundlage dafür, dass diese Glaubensgemeinschaft von einer jüdischen Splittergruppe zu einer eigenständigen Religion werden konnte. Das paulinische Erfolgsmodell der frühen

² Siehe hierzu Selinger (1994); vgl. auch Förster (1995).

³ Siehe hierzu Krause (1998).

Christenheit wäre also in viel größerem Umfang und mit einem noch größeren Erfolg im vierten Jahrhundert umgesetzt worden. Der (aus späterer Sicht, wenn man zum Beispiel die reformatorische Kritik am Weihnachtsfest betrachtet) kleine Nachteil dieses Verfahrens wäre gewesen, dass – in viel größerem Maße als bei Paulus – kulturelles Strandgut anderer Überlieferungen in den breiten Strom der kirchlichen Tradition eingeflossen wäre. Gleichzeitig müsste man jedoch zugeben, dass gerade das zur Vielfalt der Kirche und ihrer integrativen Kraft beigetragen hätte. Diese Fähigkeit, andere Überlieferungen, die außerhalb der eigenen religiösen Tradition liegen, zu berücksichtigen und zu integrieren, hätte also gerade dazu geführt, dass sich die Menschen im Christentum heimisch fühlten, dass also gerade aufgrund der Aufnahme nichtchristlicher Elemente, gerade aufgrund der Inkulturation des Christentums die integrative Funktion dieser Religionsgemeinschaft wirksam und zu einem erfolgreichen Missionsmodell werden konnte.

So weit die Hypothese, die selbstverständlich größte Brisanz für das Leben der Kirche in der Moderne besitzt, wirft sie doch die Frage auf, ob sich durch ein Lernen aus der Geschichte die derzeitige Entwicklung der Kirche beeinflussen lässt, ob man das Ruder herumwerfen und in ein neues Fahrwasser gelangen kann. Damals strömten Scharen von Nichtchristen über die Stufen der Kirche und begehrten Einlass, heute kehren Getaufte dieser Gemeinschaft den Rücken, weil der Glaube nicht mehr als relevant empfunden wird. Und so stellt sich die Frage, ob die Kirche durch eine Modernisierung der Formen, vielleicht auch durch Aufnahme bisher abgelehnter Elemente, also durch eine erneute Inkulturation den Anschluss an die Moderne finden kann und den beschriebenen Prozess der schrumpfenden Mitgliederzahlen umzukehren vermag. Diese Frage der Inkulturation stellt sich selbstverständlich in besonderer Weise für die Ereignisse, in denen Kirche lebendig und erfahrbar wird: Für den Gottesdienst und die damit verbundene Liturgie. Die Problematik ist klar: Kann man die Liturgie in Anlehnung an das, was im vierten Jahrhundert geschehen ist, so verändern, dass sie den heutigen Menschen besser anspricht? Gibt es Elemente, die aufgenommen werden müssen, damit sich die Menschen wieder in der Kirche zuhause fühlen?

Umgekehrt stellt sich jedoch eine weitere Frage, die nicht weniger dramatisch ist: Es könnte selbstverständlich auch möglich sein – falls diese hier kurz skizzierte Analyse die Situation des vierten Jahrhunderts nicht adäquat beschreiben sollte –, dass ein Versuch der Modernisierung der Kirche, der auf falschen Voraussetzungen aufruht, gerade aufgrund eines Identitätsverlustes der geschilderten demographischen Entwicklung sogar noch Vorschub leisten würde. In einer Analyse der Geschichte des vierten Jahrhunderts und den daraus zu erschließenden Handlungsmaximen scheinen sich also, bei genauerem Hinsehen, nicht nur große Chancen, sondern auch Gefahren zu verbergen, die man vielleicht nicht unterschätzen sollte. Deswegen scheint es nötig, einige Aspekte der geschichtlichen Entwicklung vor dem vierten Jahrhundert kurz in Erinnerung zu rufen, ohne die ein Verständnis dieser Zeit unmöglich scheint. Gleichzeitig soll bereits an dieser Stelle bemerkt werden, dass es gewichtige Einwände gegen diese hier skizzierte, im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs weit verbreitete Hypothese für die Entwicklung des Christentums im vierten Jahrhundert gibt. Gleichzeitig ist diese Hypothese aber so eingängig, dass sie auch das Verständnis der Inkulturation der Liturgie im vierten Jahrhundert geprägt hat. Deswegen ist es nötig, anhand einer etwas detaillierteren Skizze der Hypothese und einer damit verbundenen Kritik an ihren Prämissen die Frage zu diskutieren, was genau im vierten Jahrhundert geschehen ist, um hieraus Schlussfolgerungen ziehen zu können, die auch auf die Liturgie und ihre Inkulturation angewendet werden können.

1. Von der jüdischen Splittergruppe zur Reichsreligion – Geschichte einer gelungenen Integration?

Wie sehr Judentum und pagane Umwelt in Konflikt stehen konnten, zeigen bereits die vorchristlichen Makkabäeraufstände. Sie können, wenn man will, als Verweigerung einer Inkulturation gedeutet werden: „Zu dieser Zeit traten Verräter am Gesetz in Israel auf, die viele (zum Abfall) überredeten. Sie sagten: Wir wollen einen Bund mit den fremden Völkern schließen, die rings um uns herum leben; denn seit wir uns von ihnen abgesondert haben, geht es uns schlecht. Dieser Vorschlag gefiel ihnen und einige aus dem Volk fanden sich bereit, zum König zu gehen. Der König gab ihnen die Erlaubnis, nach den Gesetzen der fremden Völker zu leben“ (vgl. 1 Makk 1, 11–13). In weiterer Folge wird diese Inkulturation befohlen: „Damals schrieb der König seinem ganzen Reich vor, alle sollen zu einem einzigen Volk werden und jeder solle seine Eigenart aufgeben. Alle Völker fügten sich dem Erlass des Königs. Auch vielen Männern aus Israel gefiel der Gottesdienst, den er angeordnet hatte; sie opferten den Götterbildern und entweihten den Sabbat. Der König schickte Boten nach Jerusalem und in die Städte Judäas mit der schriftlichen Anordnung, man solle eine Lebensform übernehmen, die dem Land fremd war. Brand-, Schlacht- und Trankopfer im Heiligtum seien einzustellen, Sabbate und Feste zu entweihen, das Heiligtum und die Heiligen zu schänden. Man solle statt dessen Altäre, Heiligtümer und Tempel für die fremden Götter errichten sowie Schweine und andere unreine Tiere opfern. Ihre Söhne dürften sie nicht mehr beschneiden, vielmehr sollten sie sich mit jeder denkbaren Unreinheit und Schande beflecken. So sollte das Gesetz in Vergessenheit geraten und alle seine Vorschriften sollten hinfällig werden. Wer aber des Königs Anordnung nicht befolge, müsse sterben“ (vgl. 1 Makk 1, 41–50). Der Herrscher Antiochus IV. Epiphanes⁴ erreichte jedoch mit dieser Aktion, die der kulturellen Integration der jüdischen Bevölkerung in sein Reich dienen sollte, das Gegenteil dessen, was er erhofft hatte. Anstelle einer Befriedung kam es zu den blutigen Makkabäeraufständen. An Synkretismus grenzende Inkulturation wurde abgelehnt, dem staatlichen Druck wurde gewaltsamer Widerstand geleistet.⁵

Das Christentum hingegen scheint bereits in sehr früher Zeit auf äußeren Einfluss anders reagiert zu haben und gerade diese andere Reaktion scheint Teil des Erfolgskonzeptes des Christentums gewesen zu sein. In einer gewissen Balance werden einige Elemente abgelehnt, andere aufgenommen.⁶ Man hat sich also nicht einfach starr und unbeugsam dem Einfluss der umgebenden Gesellschaft widersetzt, man hat sich gewandelt und ist von einer jüdischen Splittergruppe zur Weltreligion geworden. Dass sich dieser Einfluss auch auf den liturgischen Vollzug erstreckt habe, ist derart herrschende Meinung, dass sie selbst in die Betrachtungen zu biblischen Texten für den Gebrauch von Laien Eingang gefunden hat.⁷ Natürlich passt gerade auch die paulinische Lösung vom Gesetz sehr gut in dieses Deutungsschema der geschichtlichen Entwicklung. Ja, man kann sogar letztlich diese paulinische Prägung des Christentums als Grundlage für einen zweiten Schritt einer viel größeren

⁴ Er herrschte von 175 bis 164 v. Chr.

⁵ Schnuck (1991).

⁶ Man vergleiche auch den programmatischen Buchtitel bei Klaus (1998); vgl. hierzu auch Förster (1999); siehe ferner Piepenbrink (2005) 321, Anm. 277 (bezüglich der Märtyrergedenktage): „Die Kirche läßt hier Synkretismen ausdrücklich zu.“

⁷ Vgl. Wanke (2007) 150: „Die Frauen sollen in der Versammlung schweigen. Wer 1 Kor 11,4f gelesen hat, wo das prophetische Reden von Männern und Frauen offensichtlich problemlos vorausgesetzt wird, wundert sich. Daher hat man die VV. 33b–36 als späteren Einschub einer Zeit erklärt, in der man sich auch im Gottesdienst mehr und mehr antiken Gepflogenheiten anpasste.“

und weiterführenderen Inkulturation ansehen, die dem Christentum zum Sieg verholfen hat, indem es gerade durch diese Inkulturation gesellschaftlich akzeptabel wurde.

Während es in den ersten Jahrhunderten noch zu zahlreichen Zusammenstößen mit dem Römischen Reich kam, erfolgte die eigentliche Inkulturationsleistung im vierten Jahrhundert. Im Römischen Reich sei – so die prägende Studie von Gaston Halsberghe⁸ – spätestens unter Kaiser Aurelian der Kult der Sonne zum zentralen Kult der paganen Welt geworden. Diesen Kult der natürlichen Sonne habe die Christenheit nahtlos in ihre Verkündigung und ihr kirchliches Leben integriert, indem die „Sonne der Gerechtigkeit“ (vgl. Mal 3,20) einen Platz im Jahreskreis der Feste erhielt, und habe gerade durch die Parallelbildung eines christlichen Festes zu einem heidnischen Fest die Integration weiter Teile der Bevölkerung ermöglicht. Anstelle eines überdeutlich christlichen Profils sei der gesellschaftliche Konsens gesucht worden.⁹ Isolation und fundamentalistisches Abgrenzungsbedürfnis seien überwunden worden, Inkulturation heißt das Zauberwort, das überhaupt erst diese Integrationsleistung ermöglicht habe.

Während sich im vierten Jahrhundert erstaunlich wenige Theologen mit der grundsätzlichen Bedeutung dieses Vorgehens beschäftigen – die Entscheidung des Apostels Paulus provozierte das so genannte Apostelkonzil (vgl. Apg. 15,1–29), die Konzilien des vierten Jahrhunderts hatten andere Sorgen –, ist man heute geteilter Meinung. Dieses Vorgehen der Kirchenväter im vierten Jahrhundert wird teils als unproblematischer und pragmatischer Lösungsansatz gesehen¹⁰, teils als Aufgabe eines genuin christlichen Profils gedeutet¹¹. Ist also, so muss bereits an dieser Stelle gefragt werden, ein „gemäßigter Synkretismus“ Teil des Erfolgskonzeptes?

Um den Beweis anzutreten, dass tatsächlich das Erfolgskonzept in der Mäßigung und dem großkirchlichen Ansatz liegt, könnte man auf die nordafrikanischen Donatisten verweisen, die sich ja Anfang des vierten Jahrhunderts abgespalten hatten, weil aus ihrer Sicht ein härteres Vorgehen gegenüber allen Geistlichen nötig gewesen wäre, die während der Verfolgungen in irgendeiner Form einen Kompromiss mit dem Staat gesucht hatten. Die Donatisten lehnten jeglichen Eingriff in kirchliche Angelegenheiten von Seiten des Staates kategorisch ab¹², auch wenn sie anfänglich ein Eingreifen des Staates zu ihren Gunsten gefor-

⁸ Halsberghe (1972).

⁹ Ebd. 171: „Even the reign of Julian and his effects to play off the cult of Helios-Mithras and Christianity against each other, did not amount to more than an intermezzo. Little by little Christianity, the unflinching rival, interpreter of the dogma of the true Invincible Sun and the Sun of Justice, *Sol Iustitiae*, and neighbourly love, triumphed over these human fictions.“ Vgl. auch Rieckert (2001) 12: „Der alte Festtagstermin der unbesiegbaren Sonne wurde, wie so vieles aus der Antike, offensichtlich christlich überprägt mit dem Geburtsfest Christi, der Sonne der Gerechtigkeit oder der Sonne des Heils, wie man ihn in Übernahme der antiken Sol-Beinamen nannte.“

¹⁰ Botte (1932) 62: „Dans le cas de la Noël, il n’y a rien d’angoissant: l’Église a voulu opposer à une fête païenne une fête chrétienne.“

¹¹ Bradshaw (1985) 40–41: „Während die frühen Christen sich in Opposition zur Welt sahen und unter Betonung ihres Andersseins jeden Kompromiß mit dem Heidentum und seinen Gebräuchen vermieden, wurde die Kirche im 4. Jh. zu einer öffentlichen Institution in der Welt [. . .]. So fanden z. B. die gewöhnliche Sprache, Form und Metaphorik zeitgenössischer Gebete Eingang in die christliche Liturgie; man begann, Substanzen wie geweihtes Salz und Weihrauch zu verwenden, und übernahm heilige Stätten als Standorte christlicher Kirchen und heidnische Feste als Daten christlicher Feste – mit allen Gefahren des Synkretismus, die eine solche Öffnung mit sich bringen mußte.“

¹² Vgl. den bekannten, bei Optatus (3,3,3 [SC 413,17, Labrousse]) zitierten Ausspruch: *Quid est imperatori cum ecclesia?*

dert hatten. War hier also, so muss man fragen, die donatistische Kirche, die sich selbst als „Kirche der Märtyrer“ sah, die überzeugt war, die reine Überlieferung zu bewahren¹³, von der laxeren Großkirche verdrängt worden, weil diese zwar das Christentum bis zu einem gewissen Grad verwässerte, aber aufgrund von synkretistischen Tendenzen der pagan beeinflussten Bevölkerung des Römischen Reiches sympathischer war und noch dazu aufgrund von Kompromissen mit dem Staat bessere Machtmittel für ihr eigenes Überleben zur Hand hatte?

Auch auf architektonischer Ebene ist dieses Phänomen zu beobachten. Die Kirche, so will es scheinen, integriert den Tempel. Die Teile des antiken Bauwerkes, die sie verwenden kann, werden integriert und einer neuen Bestimmung zugeführt. Der Kult lebt damit am gleichen Ort und mit anderem Inhalt weiter. Fortsetzung und Kontinuität, nicht Diskontinuität und Abgrenzung wären damit die Akzente, die zur Blüte des Christentums im vierten Jahrhundert geführt hätten. Ein gutes Beispiel ist hierfür die Kathedrale von Syrakus: Die Reste eines Tempels der Athene wurden im 7. Jahrhundert in eine Kirche integriert, noch heute tragen die Säulen des Tempels das Dach der Kirche. Und ein griechischer Krater, also ein Mischkrug, der bei den Griechen für profane Feiern eingesetzt worden war (wobei der dort gemischte Wein sicherlich auch für die bei Mählern üblichen Libationen, die Trankopfer zu Beginn oder am Ende des Essens, eingesetzt worden sein dürfte), dient dort seit normannischer Zeit als Taufbecken. Dieses architektonische Gleichnis scheint doch nur eines zu sagen: Auf dem Fundament des Tempels ruht die Kirche, verwurzelt in der Gesellschaft und alles das an Gebäudeteilen verwendend, was Teil des neuen religiösen Bauwerks werden kann. Mit anderen Worten: Eine gelungene Integration paralleler Traditionen und vorchristlicher Überlieferungen scheint also Grundlage des Missionserfolges der Kirche im vierten Jahrhundert gewesen zu sein. Es handelt sich also um einen enormen Erfolg, der mit gewissen Kompromissen erkaufte wurde, Integration ermöglicht Wachstum.

Man kann diese Entwicklung jedoch auch anders deuten – und dies geschah zum Beispiel während der Reformation: Das bestürzende Ergebnis einer Betrachtung des vierten Jahrhunderts ist dann, dass um den Preis der Aufgabe eines pointiert christlichen Profils die Bekehrung weiter Teile der Bevölkerung des Römischen Reiches im vierten Jahrhundert ermöglicht wurde.¹⁴ Massenbekehrungen werden durch Discount-Christen erreicht, der Glaube wird verschleudert und gleichsam die „Perlen den Säuen“ (vgl. Mt 7,6) vorgeworfen. Auf Kosten der Reinheit der Überlieferung wird die Mehrheit der Bevölkerung überzeugt. Dies scheint ein teurer Preis für die herausragende Stellung des Christentums. Manchen erschien er im Nachhinein zu teuer: Entsprechend hart gingen die Reformatoren im 16. und 17. Jahrhundert gegen die Veränderungen vor, die durch diese Öffnung gegenüber der römischen Welt entstanden waren, und so wurde zum Beispiel die Abschaffung des Weihnachtsfestes gefordert und teilweise auch durchgesetzt.¹⁵ Protestantischer Puritanismus war die Antwort auf diese Entwicklung, die ihr theoretisches und praktisches Fundament im vierten Jahrhundert erhalten hatte.

¹³ Vgl. Piétri (1996a) 242: „Das Engagement der sogenannten ‚Donatisten‘ bliebe unverständlich, wollte man unterschätzen, daß es von einer tiefgreifenden Gewißheit getragen wurde: der Überzeugung, das bekennende Volk und bald auch die ‚Kirche der Märtyrer‘ zu verkörpern, den Glauben in seiner ursprünglichen Reinheit zu bewahren.“

¹⁴ Ziegler (1969) 128: „Aus heutiger Sicht wird die Befreiungstat Konstantins mancherorts anders beurteilt, sie wird ein Abfall vom Ideal der Urkirche, ein Sündenfall der Kirche genannt und der Schutz des römischen Staates wird als lästig, betäubend und erdrückend bezeichnet.“

¹⁵ Roll (2003) 462–463.

Im Gegensatz hierzu versuchte gerade die katholische Kirche dieses Wissen um das Wesen der Inkulturation teilweise durch eine Parallelbildung von Festen fruchtbar zu machen. Das Fest „Josefs des Arbeiters“ am 1. Mai kann in diesem Sinn als Versuch gesehen werden, dem sozialistisch bzw. kommunistisch besetzten Termin einen wirksamen Konkurrenten entgegenzusetzen. Diesem christlichen Konkurrenten des „Tages der Arbeit“ war allerdings, was seine Popularität betrifft, kein großer Erfolg beschieden.¹⁶ Und doch hätte es eigentlich, wenn man das historische Vorbild „Weihnachten“ als Vergleich heranzieht, ein großer Erfolg werden müssen.

Im Folgenden soll die These vertreten werden, dass bei einer korrekten Betrachtung der Geschichte offensichtlich gewesen wäre, dass einem derartigen Versuch kein Erfolg beschieden sein konnte. Integration funktionierte bereits im vierten Jahrhundert nicht auf diese Art, und so wäre es mehr als merkwürdig, wenn ihr im 20. Jahrhundert ein Erfolg beschieden gewesen wäre.

2. Geschichte und ihre Deutung am Beispiel des Weihnachtsfestes

Das im vorangehenden gezeichnete Geschichtsbild wird von vielen geteilt, gerade die Parallelen zwischen Sonnwendfest und Weihnachtsfest scheint derart auf der Hand zu liegen, dass ein Einwand schon fast als vernunftwidrig zu gelten hat. Und doch scheint es nötig, einige Fragen aufzuwerfen, die im Rahmen dieser Deutung der geschichtlichen Entwicklung bisher meist zu wenig berücksichtigt worden waren. Eine Herausarbeitung dieser Fragen scheint dann auch eine Akzentverschiebung bei der Deutung der geschichtlichen Entwicklung im vierten Jahrhundert nötig zu machen.

Ein erstes grundsätzliches Problem dieser Deutung der Geschichte scheint zu sein, dass sie eine höchst irenistische Sicht des vierten Jahrhunderts vertritt, die dem weiterhin bestehenden Gegensatz zwischen Christentum und paganer Umwelt nicht gerecht wird. Der harte Gegensatz zwischen Christentum auf der einen Seite und Anhängern anderer Religionen auf der anderen Seite bestand weiterhin fort, man sah sich gegenseitig als „Wahn“¹⁷, und die Versuche unter Julian Apostata¹⁸, der alten Religion wieder Geltung und Einfluss zu verschaffen, waren sicherlich nicht dazu angetan, eine große Bereitschaft bei den Christen zu erzeugen, Elemente nichtchristlicher Traditionen ohne Diskussion in das Christentum zu integrieren. Hinzu kommt sicherlich, dass gerade die Erfahrungen der Christenverfolgungen für das Selbstverständnis des Christentums im vierten Jahrhundert von ganz entscheidender Bedeutung sind. Mehrere Spaltungen sind auf einen unterschiedlichen Umgang mit einer, um es einmal sehr vorsichtig und allgemein auszudrücken, „zu großen Nähe zum Heidentum“ während der Verfolgungen zurückzuführen, es sei nur auf die nordafrikanischen Donatisten oder die ägyptischen Melitianer verwiesen. Sehr hart wird von diesen Gruppierungen eine zu laxen Haltung der „großkirchlichen“¹⁹ Hierarchie in der Frage von

¹⁶ Bieritz (2005) 241: „Ein weiteres Josefsfest führte Pius XII. im Jahre 1955 ein: Am 1. Mai, dem Internationalen Tag der Arbeit und der Arbeiter, soll das Hochfest des *heiligen Josef, des Arbeiters*, begangen werden. Der neue Kalender behält es – in Rang und Bedeutung deutlich reduziert – als nichtgebotenen Gedenktag bei.“

¹⁷ Vgl. Rosen (1997) 128: „Es war üblich, die Religion des Gegners als *μαρία* und *νόσος* zu bezeichnen. Die Heiden belegten damit das Christentum und die Christen das Heidentum.“

¹⁸ Kaiser Julian war Neffe Konstantins des Großen, geboren im Jahr 331 in Konstantinopel. Er war von Dez. 361 bis zu seinem gewaltsamen Tod im Rahmen des Perserfeldzuges († 26.6.363) Kaiser.

¹⁹ Der Begriff der „großkirchlichen“ Hierarchie wird hier in dem Sinn gebraucht, dass diese – im Gegensatz zu den schismatischen Gruppierungen der Donatisten und Melitianer – in Verbindung

Klerikern, die aus ihrer Sicht in den Verfolgungen nicht standhaft genug gewesen waren, kritisiert und zum Anlass für die Spaltung genommen. Diese Situation der Christenheit im vierten Jahrhundert kann nicht genügend betont werden, ist doch gerade angesichts einer solchen Situation eine sehr klare Reflexion über das, was aus nichtchristlichen Überlieferungen und Traditionen in die christliche Überlieferung integriert wird, zu erwarten. Mit anderen Worten: Es wäre zu erwarten, dass jede „heimliche Öffnung“ der Großkirche gegenüber nichtchristlichen Strömungen und Einflüssen eine harte und klare Reaktion von Seiten der Melitianer, Donatisten und ähnlicher Gruppen provoziert hätte.

Auf dem Hintergrund dieser Tatsache ist erstaunlich, dass sich eigentlich sehr wenige Polemiken gegen das „heidnische Treiben“ der Großkirche finden lassen, insofern stellt sich die Frage, ob die Begeisterung über diese „Integrationsleistung“ des Christentums im vierten Jahrhundert nicht von einem falschen Verständnis der historischen Ereignisse ausgeht. Gerade in einer Zeit, in der konkurrierende Gruppierungen um ein möglichst christliches Profil rangen, in der man auch vor Verleumdungen des Gegners nicht zurückschreckte, fällt auf, dass eine entscheidende „Öffnungsmaßnahme“ des Christentums gegenüber der pagan geprägten Gesellschaft – die Einführung des Weihnachtsfestes – nicht weiter kritisiert oder diskutiert wurde, während dieses Fest ein gutes Jahrtausend später als so weit dem Christentum fremd empfunden wurde, dass die Abschaffung des Festes als eine logische Konsequenz empfunden wurde.

3. Weihnachten als Beispiel der Integration

Erstaunlich ist, dass es eigentlich – um es vorsichtig zu sagen – sehr wenige Beispiele für eine direkte Auseinandersetzung des Christentums mit dem im vierten Jahrhundert angeblich weit verbreiteten und tief in der Bevölkerung verwurzelten Fest des „unbesiegtten Sonnengottes“ am 25. Dezember gibt. Eingangs ist zu erwähnen, dass eine der wichtigsten Stellen, die hierfür herangezogen wird (es handelt sich um ein Zitat aus einer Weihnachtspredigt des Augustinus), keinerlei Zeugnis für ein an diesem Tag gefeiertes Sonnwendfest bietet, sondern vielmehr aufgrund der Fehlübersetzung dieser Stelle²⁰ vor allem als Zeugnis der Begeisterung der Wissenschaft für ein paralleles heidnisches Fest am 25. Dezember gesehen werden kann.

Als grundsätzliches Problem darf betrachtet werden, dass dieses Fest um die Mitte des vierten Jahrhundert eingeführt wurde, obwohl zu dieser Zeit von *einer* Kirche aber nicht im mindesten die Rede sein kann. Zerrissen durch die arianischen Wirren, geteilt von Schismen und Parteikämpfen finden sich oftmals mehrere christliche Gruppierungen an einem Ort. Dass damals ausgerechnet ein Geburtsfest Christi, das ein heidnisches Fest zum Anlass gehabt haben soll, in die Kirche gelangt sein könnte, ohne dass es dabei zu scharfen Pole-

mit der „Kirche“ standen; es handelt sich also um die im Konzil von Konstantinopel siegreichen Strömungen; dies bedeutet, dass damit keine Aussage über die tatsächliche Größe dieser Gruppierungen in den verschiedenen kirchlichen Provinzen gesagt wird; selbstverständlich ist bekannt, dass über einen nicht unbeträchtlichen Zeitraum die Donatisten die Mehrheit der nordafrikanischen Christen bildeten; auch werden mit diesem Begriff die arianischen Wirren nicht geleugnet, die „großkirchlichen“ Hierarchien in Ägypten und Nordafrika fanden sich jedoch in Gemeinschaft mit den aus dem Konzil von Konstantinopel als „Kirche“ hervorgegangenen Gruppierungen.

²⁰ Es handelt sich um Aug. s. 186,1 und nicht, wie von Hugo Rahner angegeben, um 196,1; für Übersetzung und Deutung der Stelle als einen eindeutigen Beleg für ein heidnisches Fest, das parallel zum christlichen Weihnachtsfest am 25. Dezember gefeiert wurde, vgl. Rahner (1945) 196; zur Korrektur der irreführenden Übersetzung vgl. Förster (2007) 278.

miken gekommen wäre, darf als ausgeschlossen gelten.²¹ Um so erstaunlicher ist, dass die Feier bzw. Nichtfeier des Weihnachtsfestes zwar ggf. thematisiert wird, dass hierbei jedoch jede Polemik vermieden wird. So feiert zum Beispiel Hieronymus in Bethlehem den 25. Dezember, während die Jerusalemer Tradition den 6. Januar als Geburtsfest Jesu überliefert. In einer Weihnachtspredigt des Hieronymus begegnen die Argumente, die sich auch in zahlreichen anderen Predigten so oder so ähnlich finden lassen: Man ist überzeugt, den richtigen Termin zu feiern, Hieronymus wirft den Jerusalemern, die für sich die Lokalüberlieferung in Anspruch nehmen, vor, dass bei ihnen die Tradition aufgrund der politischen Umstände in der Frühzeit des Christentums abgebrochen sei.²² Gleiches gilt in ähnlicher Weise auch für die berühmte Weihnachtspredigt des Johannes Chrysostomos (gehalten um 386 in Antiochia), der ebenfalls seine Gemeinde überzeugt, dass es der richtige Tag sei, an dem das Geburtsfest Christi gefeiert würde.²³ Gerade weil Augustinus in Konkurrenz zu einer – noch dazu zahlenmäßig zeitweise sehr stark überlegenen²⁴ – Gemeinschaft steht, die sich als Kirche der Märtyrer versteht, ist es nur dann verständlich, dass er sich nicht für die religionsgeschichtliche Parallele zum Weihnachtsfest verteidigen muss, wenn es ein derartiges paralleles heidnisches Fest nicht gab. Die „Kirche der Märtyrer“ hätte doch mit Sicherheit diesen neuen Abfall von der urchristlichen Überlieferung mit aller Gewalt bekämpft.

Der Einwand, es handle sich bei dieser Argumentation um ein reines *argumentum e silentio*, das als solches für eine derart weit gehende Revision der Deutung der Entstehung des Weihnachtsfestes nicht verwendet werden kann, da *argumenta e silentio* mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen seien, ist – bei aller Problematik, die den *argumenta e silentio* anhaftet – im konkreten Fall nicht statthaft. Schließlich lässt sich der Gegenbeweis durch ein sehr nahe am 25. Dezember liegendes, nachweislich tief in der Bevölkerung verwurzeltes Fest erbringen: Die Christen standen dem Treiben an den Kalenden des Januar mit äußerster Skepsis gegenüber und suchten, diesem durch Fasten zu begegnen. Wie kann ein Augustinus den 25. Dezember zum Anlass nehmen, vor dem Treiben des 1. Januar zu warnen, wenn er selbst den 25. Dezember als Fest begeht, das eine eindeutige, als abwerbende Konkurrenzveranstaltung unzweifelhaft identifizierbare Parallelbildung zu einem heidnischen Fest darstellt? Immerhin ist, dies wird aus der Kalendenpredigt des Augustinus mehr als deutlich, der 1. Januar für ihn gerade deswegen ein Fasttag, weil an ihm die Heiden

²¹ Vgl. hierzu auch nur Brennecke (1986) 146: „Extreme Feindschaft gegen alles Heidnische zeigt sich besonders bei Märtyrern, die eindeutig der homöischen Tradition zuzurechnen sind. Ein antiheidnischer Zelos, der auch vor Gewalttaten nicht zurückschreckt, scheint geradezu ein Kennzeichen homöischen Märtyrertums zu sein.“

²² Vgl. hierzu Förster (2007) 132ff.

²³ Vgl. hierzu ebd. 164ff.

²⁴ Vgl. hierzu Tengström (1964) 100–101: „Die beiden Kirchen konnten also in der Periode von 383 bis 395 ihre Tätigkeit vermutlich ohne staatlichen Eingriff ausüben. Die Quellen bezeugen für diese Periode, dass die donatistische Kirche die Mehrzahl der nordafrikanischen Christen unter ihre Anhänger rechnete.“ Siehe ferner Willis (1950) 26: „From the beginning of his presbyterate he was faced with the menace of Donatism, which was at its strongest in his own province of Numidia. The efforts of the imperial power to restrain its violence, and forbid its augmentation by rebaptism, had failed, and Donatism was stronger now than ever before.“ Für die Zeit um die Mitte des 4. Jh. siehe Piétri (1996a) 255: „Zu den Zahlenverhältnissen ist dabei mangels Quellen wenig zu sagen; Friends Vermutung einer starken Ausbreitung des Donatismus nach 321 und einer Überflügelung der traditionellen ‚katholischen Kirche‘ ist als wahrscheinlich zu bezeichnen, aber nicht zu belegen.“ Vgl. auch Piétri (1996b) 510: „Als Parmenianus vor Juni 393 plötzlich starb, schienen die Donatisten den Katholiken nach deren eigenem Eingeständnis zahlenmäßig überlegen gewesen zu sein.“

feiern.²⁵ Um es noch einmal anders zu formulieren: Es muss doch selbst für antike Christen unverständlich gewesen sein, dass man das heidnische Fest des 25. Dezember durch ein konkurrierendes christliches Fest bekämpfte, während man als Reaktion auf die heidnischen Feiern des 1. Januar fastete. Dass niemand im vierten Jahrhundert sein Unverständnis für diese scheinbar völlige Inkonsistenz zum Ausdruck bringt, darf als eindeutiges Anzeichen dafür gewertet werden, dass man diese Situation wohl nur so verstehen kann, dass ein weit verbreitetes, tief in der Bevölkerung verwurzeltes heidnisches Sonnwendfest des 25. Dezember den Menschen im vierten Jahrhundert nicht bekannt war.

Die alte, bekannte und auf den ersten Blick vielleicht überzeugende Erklärung für die Entstehung des Weihnachtsfestes aus einem parallelen heidnischen Fest kann nicht erklären, warum die Christen plötzlich die Feier der Geburt Christi begehen, während doch noch kurz vorher Geburtstagsfeiern verpönt waren. Vieles spricht dafür, dass die religiöse Begeisterung der Pilger, die im Heiligen Land die Orte des Lebens und Wirkens Jesu fanden und auch an seinem Geburtsort die biblischen Texte lasen, als Wurzel des Weihnachtsfestes zu sehen ist. Die ersten Feiern, von denen wir wissen, zeugen von einer tiefen Ergriffenheit der Teilnehmer, von einer aktiven Teilnahme der Laien an den Gottesdiensten, die mit dem Fest der Geburt Christi verbunden waren. Derartige Feiern setzen jedoch eindeutig eine tiefe persönliche Frömmigkeit der Gläubigen voraus. Die Deutung Christi mit dem bekannten Prophetenwort von der „Sonne der Gerechtigkeit“ ermöglichte dann zwar die Wahl eines Solstitiums, dies geschah jedoch aus innerchristlichen Motiven und nicht aufgrund einer wie auch immer gearteten Anbiederung an eine vermeintliche heidnische Feier an diesem Tag. Vielmehr scheint das Fehlen einer derartigen angeblich so beliebten Feier überhaupt erst die Besetzung des solaren Termins mit einem christlichen Fest ermöglicht zu haben.

4. *Die Veränderungen des Christentums im vierten Jahrhundert – Vorbild für heute?*

Auch wenn es im ersten Blick wie ein Umweg wirkt, dass man sich der Inkulturation im vierten Jahrhundert als solcher widmet, um hierbei Fragen der modernen Liturgie zu betrachten, so ist doch aufgrund der im vorausgegangen skizzierten Fehler, die bei der Betrachtung dieser Zeit gemacht wurden, ein derartiger Umweg legitim. Man wird festhalten müssen: Die Christen waren viel weniger dem Heidentum zugetan bzw. für pagane Traditionen offen, als dies gemeinhin vermutet wird.²⁶ Vielmehr war vielen Kirchenmännern im ausgehenden vierten und beginnenden fünften Jahrhundert die Nähe des Staates zur Kirche bereits zu groß.²⁷ Bereits die Privilegierung wurde häufig mit Skepsis betrachtet, die Gefahren dieser „Umarmung durch den Staat wurden gesehen“, und gerade deswegen war man in dieser Zeit sehr wachsam, was das Verhältnis christlicher Überlieferung zur umgebenden Umwelt anging – allerdings konnte dann aus späterer Zeit vieles anders gedeutet werden, es sei nur auf die völlig falsche Verbindung hingewiesen, die Beda Venerabilis zwischen einer nordischen Frühjahrsgottheit und dem angelsächsischen Begriff für Ostern

²⁵ Siehe hierzu Förster (2007) 282ff.

²⁶ Vgl. hierzu auch Förster (2008).

²⁷ Baus / Ewig (1999) 92: „Die Kritik kirchlicher Schriftsteller in den religionspolitischen Auseinandersetzungen des 4. Jh. richtet sich nicht gegen den Staat als solchen und nicht gegen die Kaisermacht als solche, sie wendet sich gegen die Eingriffe einzelner ihrer Repräsentanten in den innerkirchlichen Lebensbereich.“

herstellt.²⁸ Damit muss aber auch die Hypothese fallen, dass es besonders die Öffnung für pagane Traditionen war, die dazu führte, dass sich die vielen Neubekehrten in der Kirche zuhause fühlten. Deswegen sollen im Folgenden einige thesenartige Überlegungen bezüglich des Gottesdienstes in den ersten Jahrhunderten präsentiert werden, deren Bedeutung für die Gegenwart sich letztlich von selbst ergibt.

- (1) Ein erstes höchst wichtiges Element für die Christianisierung des Römischen Reiches ist sicherlich die Übersetzung der christlichen Schriften in die jeweilige Landessprache. Es braucht beispielsweise für Ägypten wohl nicht eigens betont zu werden, dass die ersten koptischen Schriften christliche Schriften waren, dass ein Kirchenmann – Schenute von Atripe – bei der Prägung der Sprache von entscheidender Bedeutung war. Ähnliches gilt für zahlreiche andere frühe Übersetzungen, es sei nur auf das Syrische oder auf das Armenische verwiesen.
- (2) Amtsträger wurden wohl eher funktional als „religiös“ bzw. „sakral“ verstanden. Hierfür spricht eindeutig, dass die verwendeten Titel in keiner Weise mit den sakralen Amtsbezeichnungen anderer Kulte in Verbindung gebracht werden können. Vielmehr handelt es sich bei den Begriffen, die im christlichen Bereich verwendet werden, um beschreibende Bezeichnungen für die ausgeübte Tätigkeit. So ist ein Bischof (griech. ἐπίσκοπος) zuerst einmal ein Aufseher, ein Priester – die deutsche Übersetzung dieses Wortes widerspricht aufgrund der sakralen Konnotation des Begriffs dem ursprünglichen griechischen Begriff – (griech. πρεσβύτερος) ist einfach nur ein „Älterer“²⁹, ein Diakon (griech. διάκονος), ist „einer, der dient“. Man könnte selbstverständlich die weiteren Amtsbezeichnungen, die sich belegen lassen, auch noch anführen, es sei nur auf die Subdiakone, die Türsteher, die Vorleser oder die Psalmisten hingewiesen. Auffällig ist, und das kann nicht nachdrücklich genug betont werden, dass alle diese Amtsträger eine Bezeichnung ihres Amtes tragen, die nicht aus dem „sakralen“ Bereich stammt, sondern die vielmehr ihre Funktion innerhalb der Gemeinde betont.
- (3) Die Christen waren vergleichsweise konservativ was „Experimente im kultischen Raum“ anbetrifft. Bilder³⁰ und Instrumentalmusik³¹ wurden nur sehr langsam in die Gottesdienste und ihre Räume integriert. Hierüber könnte man selbstverständlich ganze Abhandlungen schreiben, für den vorliegenden Zweck genügt es jedoch, auf die sehr langsame und mit – teilweise kontroversen – theologischen Auseinandersetzungen verbundene Integration dieser Elemente hinzuweisen. Dass dabei, gerade was die darstellende Kunst betrifft, heute in den verschiedenen christlichen Traditionen unterschiedliche Ansichten existieren – es sei nur auf die völlige Bildlosigkeit der Reformierten oder die orthodoxe Praxis, Gott selbst nicht darzustellen, hingewiesen –, braucht eigentlich nicht eigens erwähnt zu werden.

²⁸ Vgl. hierzu Visonà (1995) 518f: „Deutsch *Ostern*, englisch *Easter* geht auf althochdeutsch *ostara*, altenglisch *éastre* (Morgenstunde) zurück, weist jedoch nicht, wie eine von Beda Venerabilis (de temporum ratione 15) in Umlauf gebrachte Vorstellung annimmt, auf eine heidnische Morgengöttin hin, sondern gibt das lateinische *albae*, *in albis* (im Sinne von „bei Sonnenaufgang“, althochdeutsch „zu den ostarun“) wieder.“

²⁹ Grammatikalisch handelt es sich um den Komparativ des griechischen Wortes πρέσβυς und bezeichnet eine Person, die älter ist als eine andere Person; vgl. hierzu auch Aland / Aland (1988) s.v.

³⁰ Zur Frage des Verhältnisses von Christentum und bildlichen Darstellungen vgl. auch nur Kollwitz (1954); Thümmel (1980); Thümmel (1994).

³¹ Vgl. McKinnon (1994); Gerhards / Kohlhaas (1998).

- (4) Die christliche Liturgie und das liturgische Jahr haben jüdische Wurzeln. In den ersten Jahrhunderten wurde im Rahmen einer „Inkulturation“ des Kirchenjahres der Versuch unternommen, einen fixen Termin für das Osterfest im julianischen Kalender zu verankern. Bereits diesem eher harmlosen Inkulturationsversuch wurde durch das Konzil von Nizäa im Jahr 325 eine Absage erteilt. Bis heute ruht das zentrale christliche Fest auf dem luni-solaren jüdischen Kalender auf.

Wenn man diese Punkte einmal zusammenfasst, so ergeben sich einige grobe Linien, die wohl auch noch heute eine wichtige Bedeutung haben: Biblische wie auch liturgische Texte wurden sehr früh in die einzelnen Sprachen des Römischen Reiches übersetzt, um den Gläubigen eine aktive Teilnahme am Gottesdienst zu ermöglichen. Zumindest im vierten Jahrhundert versuchte man nicht, durch Anbiederung an andere Kulte eine besonders gefällige Version des Christentums zu vermitteln. Vielmehr bedeutete den Menschen der Gottesdienst sehr viel, und vielleicht sollte man eher auf der Ebene der rein formalen Durchführung die Frage aufwerfen, ob nicht oftmals für die einzelnen Gottesdienste mehr Sorgfalt in der Vorbereitung nötig wäre. Wenn man einmal mehr auf Ägypten zurückgreift, so fällt dort auf, dass das koptische Wort für den eucharistischen Gottesdienst gleichzeitig auch als Begriff für „Fest“ Verwendung findet. Gerade deswegen ist heute zu fragen, ob im Zweifel ein würdiger und sorgfältig vorbereiteter Wortgottesdienst am Sonntag dem ursprünglichen Verkündigungsanliegen, das ja immer in der Liturgie mitschwingt, besser zu dienen vermag als der Versuch, sich mit besonders modernen Liedern und Texten anzubiedern, die jedoch gelegentlich religiösen Tiefgang vermissen lassen. In diesem Zusammenhang scheint es berechtigt, Paulus zu zitieren: „Ist aber Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer und euer Glaube sinnlos. [. . .] Wenn aber Christus nicht auferweckt worden ist, dann ist euer Glaube nutzlos und ihr seid immer noch in euren Sünden; und auch die in Christus Entschlafenen sind dann verloren. Wenn wir unsere Hoffnung nur in diesem Leben auf Christus gesetzt haben, sind wir erbärmlicher daran als alle anderen Menschen“ (1 Kor 15,14.17–19). Gottes Liebe ist eben nicht nur wie „Gras und Ufer“³², nach christlicher Auffassung geht Gottes Liebe durch den Tod und schenkt die Hoffnung auf Auferstehung. Das ist die zentrale Botschaft jeder eucharistischen Feier. Gerade deswegen ist einerseits Vorsicht bei einer spontanen „Neugestaltung“ liturgischer Texte geboten, gerade deswegen ist es jedoch ebenfalls unmöglich, liturgische Texte als „unveränderlich“ stehen zu lassen, selbst wenn sie unverständlich geworden sind, weil sie sich einer Sprache bedient, die zu weit von der Alltagssprache entfernt ist.

Mit anderen Worten: Der Sieg des Christentums im 4. Jahrhundert erfolgte deswegen, weil sich sehr viele Menschen in dieser Zeit zum Christentum hingezogen fühlten, nicht jedoch, weil das Christentum sich ihnen in besonderer Weise angenähert, ihre Feste nachgebildet und sich im Letzten angebiedert hätte. Der Sieg des Christentums erfolgte auch nicht deswegen, weil das Christentum besonders gute Kontakte zur römischen Regierung unterhalten hätte und dadurch in der Lage gewesen wäre, missliebige Konkurrenten auszuschalten. Die Rücksichtnahme auf das Christentum war vielmehr ab dem zweiten Jahrzehnt des 4. Jahrhunderts politisch opportun. Erst infolge dieser geänderten Situation wurde dann die sich ergebende Position des Christentums dafür ausgenutzt, sich noch besser zu positionieren und Konkurrenten zu schwächen. Ursache und Wirkung sind also anders zu akzentuieren, als dies gerne – v. a. in populären Darstellungen dieses Jahrhunderts – geschieht.

³² So beschreibt der Text der ersten Strophe des in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts sehr beliebten Liedes „Herr, deine Liebe ist wie Gras und Ufer“ das Besondere der Liebe Gottes.

Hoch gebildete Männer wie Augustinus oder Ambrosius, wie Johannes Chrysostomos und Hieronymus, um nur einige Beispiele zu nennen, standen im vierten und beginnenden fünften Jahrhundert im Dienst der Kirche. Diese Personen, die teilweise sogar vorher wichtige staatliche Ämter bekleidet hatten – Ambrosius, um nur ein Beispiel zu nennen, war immerhin *consularis* (d. h. Provinzstatthalter) der *Aemilia Liguria* mit Sitz in der westlichen Kaiserresidenz Mailand gewesen, bevor er in den Dienst der Kirche trat –, übten gerade aufgrund ihrer Bildung eine große Anziehungskraft auf die Menschen aus.

Aus dieser Analyse der historischen Situation und der damit verbundenen Ablehnung einer weit verbreiteten Deutung des vierten Jahrhunderts, die in der wissenschaftlichen Diskussion sicher auch Gegner finden wird, lassen sich wichtige Hinweise für die Kirche und ihre Liturgie in der Moderne ableiten. Aus dieser Analyse folgt, dass die Krise des Gottesdienstbesuchs Ausdruck für eine tiefere Krise ist, die nicht durch kosmetische Änderungen oder Popularisierungsversuche zu beheben ist. Soziologisch scheint derzeit das Gegenteil von dem stattzufinden, was im vierten Jahrhundert geschah: Das Christentum hat – aus welchen Gründen auch immer³³ – seine Strahlkraft verloren, die Menschen treten in Europa aus den verschiedenen christlichen Kirchen und Gemeinschaften aus. Mit Blick auf das vierte Jahrhundert stellt sich die Frage, ob nicht gerade in einem Jahrhundert, das wie kein anderes vom „lebenslangen Lernen“ geprägt ist, die Fortbildung derer, die im kirchlichen Dienst stehen, für ihre Arbeit heute noch viel wichtiger ist, als dies jemals in der Kirchengeschichte der Fall war. Und so scheint man, bei allem verständlichen Erstaunen darüber, dass manche besonders gestalteten Gottesdienste, die teilweise mit großem Aufwand moderne Musik verwenden und dabei zahlreiche, oftmals junge Menschen anziehen, die Frage nach der Nachhaltigkeit stellen zu müssen. Das Gleichnis von der Aussaat scheint hier mit den Pflanzen, die keine tiefen Wurzeln schlagen³⁴, ein Bild zu bieten, das vielleicht doch zur Vorsicht mahnen sollte, von einer rein äußerlichen Anziehungskraft von Gottesdiensten eine dauerhafte Wirkung zu erwarten, so lange dabei nicht auch die christliche Botschaft in ihrer Fülle vermittelt wird.

Es ist Teil der modernen Religionskritik, dass sie der Kirche vorwirft, dass Glaube nur dem Gefühl verpflichtet sei, dass jedoch gerade denkende Menschen in der Lage sein müssen, die Spannung zwischen der Wirklichkeit dieser Welt und dem Fehlen einer behütenden Macht auszuhalten.³⁵ Gerade hier gilt es den Schatz der Bibel und der altkirchlichen Überlieferung wieder neu für das liturgische Leben fruchtbar zu machen. So nimmt ein koptischer Papyrusbrief in – letztlich sehr modern anmutender Form – das Ringen eines Mönches mit der Schwierigkeit auf, dass er zwar ein herausragendes religiöses Leben führt, dass er aber deswegen trotzdem nicht vor Elend und Krankheit bewahrt wird. In Antwort auf diese sehr persönlichen und existentiellen Fragen des Glaubens verweist ein Kirchenmann, der sich in aller Bescheidenheit nur als „niedrigster Apollo“ bezeichnet, der aber aufgrund der sich in seinem Schreiben zeigenden Bildung mit großer Wahrscheinlichkeit eine Leitungsfunktion innehatte, auf das Buch Hiob: Gutes Leben und herausragende Frömmigkeit

³³ Diese Frage auch nur anzureißen, würde den Rahmen und das Thema des Beitrages sprengen, insofern soll nur das Phänomen konstatiert werden.

³⁴ Vgl. Mk 4,2b–9 und die Auslegung Jesu Mk 4,13–20.

³⁵ Einer der wichtigsten und polemischsten Kritiker des Christentums in diesem Zusammenhang ist sicherlich Richard Dawkins; vgl. auch nur sein prominentes Werk, dem zufolge Glaube eine (letztlich krankhaft) verzerrte Wahrnehmung der Wirklichkeit ist; durch die Projektion der menschlichen Schwäche in eine höhere Macht entstehe erst der Glaube; vgl. Dawkins (2006).

sind keine Lebens- und Gesundheitsversicherung für das Diesseits.³⁶ Die Psalmen zeigen das Ringen mit der Frage, warum oftmals kein augenscheinlicher Zusammenhang zwischen persönlicher Frömmigkeit und den eigenen Lebensumständen herrscht. Und so scheint es gerade die biblische Überlieferung zu sein, die vor einem verkürzten Glauben warnen kann. Auf dem Hintergrund dieser Überlieferung wirkt es merkwürdig, dass Dawkins überhaupt kommentiert, dass sich empirisch kein direkter Wirkungszusammenhang zwischen fürbittem Gebet und Wohlergehen eines Kranken herstellen lässt.³⁷ Auch ihn möchte man auf das Buch Hiob verweisen. Glaube, so lehrt dieses Buch der Bibel, ist kein Tauschhandel für dauernde irdische Wohlfahrt. Gerade weil die Heilige Schrift in besonderer Weise den Schatz religiöser Erfahrung bewahrt, die sehr wohl auch die Erfahrung der Verzweiflung und der Gottesferne einschließt, kann sie auch heute noch Antworten auf die grundsätzlichen Fragen des Menschen geben, gerade deswegen ist ihr und den in den Psalmen als durch die Jahrhunderte gepflegter Schatz der Gebete eine besondere Stellung in der Liturgie einzuräumen.³⁸ Vielleicht ist auch hier der Ort zu erwähnen, dass Kleriker – nicht nur in Ägypten – in byzantinischer Zeit ganze biblische Schriften als Teil ihrer Ausbildung auswendig lernen mussten.³⁹

Was bedeutet dies nun? Nur weil es sich scheinbar – wenn man demographische Studien beachtet – bei den sinkenden Zahlen von Gottesdienstbesuchern um eine Entwicklung handelt, die unausweichlich ist und nicht aufgehalten werden kann, berechtigt dies nicht zum Fatalismus. Grundsätzlich gilt: In der Überlieferung steckt viel Gutes, wir glauben ja, was uns überliefert wurde (vgl. 1 Kor 11, 23). Allerdings wird man einigen Punkten besondere Aufmerksamkeit widmen müssen. Hier ist zum einen die Frage einer zeitgerechten liturgischen Sprache, die den Inhalt des Gefeierten verständlich macht, zu nennen.⁴⁰ Liturgie

³⁶ Für die Edition und einen ausführlichen Kommentar vgl. Förster (2001).

³⁷ Dawkins (2006) 61ff.

³⁸ Siehe auch die Konzilskonstitution *Sacrosanctum Concilium* 51: „Auf daß den Gläubigen der Tisch des Gotteswortes reicher bereitet werde, soll die Schatzkammer der Bibel weiter aufgetan werden [...]“ (zitiert nach Rahner / Vorgrimmler [1989] 69); siehe ferner *Sacrosanctum Concilium* 24: „Von größtem Gewicht für die Liturgiefeier ist die Heilige Schrift. Aus ihr werden nämlich Lesungen vorgetragen und in der Homilie ausgedeutet, aus ihr werden Psalmen gesungen, unter ihrem Anhauch und Antrieb sind liturgische Gebete, Orationen und Gesänge geschaffen worden, und aus ihr empfangen Handlungen und Zeichen ihren Sinn. Um daher Erneuerung, Fortschritt und Anpassung der heiligen Liturgie voranzutreiben, muß jenes innige und lebendige Ergriffensein von der Heiligen Schrift gefördert werden, von dem die ehrwürdige Überlieferung östlicher und westlicher Riten zeugt“ (Rahner / Vorgrimmler [1989] 60f).

³⁹ Schmelz (2002) 55: „Des Weiteren verpflichten sich die neuen Kleriker, ein Evangelium innerhalb von zwei Monaten auswendig zu lernen und es vor dem Bischof aufzusagen. Kenntnis des Kirchenrechts und ausgewählter biblischer Schriften war demnach die theologische Bildung, die ein Kandidat für das Diakonen- oder Priesteramt in der Diözese Hermonthis mitbringen musste. Diese Anforderung entspricht dem Grundbestand des Klerikerwissens in der Alten Kirche. In der Vita des Bischofs Aphou von Oxyrhynchos wird berichtet, er habe von einem Diakon verlangt, 25 Psalmen, zwei Paulusbriefe und Teile eines Evangeliums auswendig zu wissen, von einem Priester, Teile des Deuteronomium, einige Proverbien und einige Stücke aus Jesaja. Can. 2 des Konzils von Nicäa (787) verlangt von einem Bischofskandidaten gute Kenntnis der Schrift und der Kanones; in einer Prüfung vor dem Metropoliten soll dies nachgewiesen werden.“

⁴⁰ Zu diesem, weiterhin aktuellen Anliegen vgl. auch *Sacrosanctum Concilium* 25: „Die liturgischen Bücher sollen baldigst revidiert werden; dazu sollen aus den verschiedenen Gebieten des Erdkreises Fachleute herangezogen und Bischöfe befragt werden.“ (Rahner / Vorgrimmler [1989] 61). Es scheint, dass aufgrund der mit der modernen Technik einhergehenden schnelleren Entwicklung der Sprache kürzere Überarbeitungszyklen vonnöten sind.

muss verstanden werden, damit sie mit innerer Beteiligung mitgefeiert werden kann⁴¹, ein unverständlicher Text kann keine innere Anteilnahme in den Gottesdienstbesuchern hervorrufen. Dies ist sicherlich mehr denn je von großer Bedeutung. Eine einfache Rückkehr zur „sakralen Weihe“ der lateinisch gefeierten Liturgie, der heute wohl fast kein Gläubiger mehr ohne Übersetzung zu folgen vermag, hat doch die Kenntnis des Lateinischen in den vergangenen Jahrzehnten stark abgenommen, scheint hier ebenso unmöglich wie ein ständiger Wechsel der Texte oder eine rein populistische Modernisierung der Formulierungen. Die notwendigen sprachlichen Änderungen müssen vielmehr aus der Verbindung von gelebter Liturgie und Nähe zur Sprache der Gegenwart erwachsen.

Ferner scheint man die Frage der „Pflege“ des Gottesdienstes und des gottesdienstlichen Raumes erwähnen zu müssen. Sie müssen in ihrer Qualität die Bedeutung ausstrahlen, die sie für diejenigen besitzen, die den Gottesdienst feiern. Eine liturgische Erneuerung, die sich das vierte Jahrhundert zum Vorbild nimmt, wird also nicht darauf verzichten können, dass Gottesdienste mit guten, um nicht zu sagen anspruchsvollen Predigten in einer Form gefeiert werden, die den Funken der religiösen Begeisterung überspringen lassen. Musik, Raum und Botschaft müssen sich zu einer Form vereinigen, welche die Gemeinde einlädt, sich zu beteiligen, und es der Gemeinde, und zwar jedem einzelnen Glied der Gemeinde, ermöglicht, mit einer inneren Beteiligung an diesem Gottesdienst teilzunehmen. Wenn man einmal mehr die Liturgie der Geburt Christi im Heiligen Land im vierten Jahrhundert betrachtet, so kannte man damals die Liturgie, an der die ganze Gemeinde teilnahm, und zusätzlich dazu das liturgische Gebet der Mönche.⁴² Hier scheint es doch heute ein weit differenzierteres Bild zu geben, zahlreiche Gottesdienste wenden sich bewusst an ganz besondere Zielgruppen.

Vielleicht ist es gerade mit Blick auf das vierte Jahrhundert an der Zeit, darüber nachzudenken, dass eine Gemeinde aus vielen verschiedenen Gliedern aufgebaut ist, aus Jungen und Alten, aus Gesunden und Kranken, aus Pensionisten, Arbeitnehmern und Arbeitslosen. Gemeinde wächst aus dieser Verschiedenheit, und ein Gemeindegottesdienst muss im Letzten in der Lage sein, diese verschiedenen Gruppen zu erreichen. Insofern ist auch zu fragen, ob es nicht zum einen ein „Zuviel“ der kategorialen Gottesdienste gibt, die zwar in besonderer Weise eine bestimmte Gruppe erreichen wollen, die dabei aber übersehen, dass zahlreiche Gruppen nur Durchgangsstadien im Leben eines Menschen darstellen. Ein Wechsel in eine „andere Kategorie“ bedeutet damit theoretisch auch einen Wechsel des Gottesdienstes, der für die betreffende Person „passt“. Und so sehr es sicherlich richtig ist, dass bestimmte Gottesdienste manche Menschen in besonderer Weise ansprechen, so sehr sollte doch auch die Gefahr gesehen werden, dass dabei dann im Extremfall „Kategorialgemeinden“ entstehen, die letztlich dem Wesen der Pfarrgemeinde als einer Einheit in der Vielfalt widersprechen. Dies stellt gleichzeitig eine Anfrage an die immer wieder zu findende Praxis dar, kategoriale Gottesdienste anstelle des sonntäglichen Gemeindegottesdienstes zu feiern. Immerhin soll gerade der sonntägliche Gottesdienst die gesamte Gemeinde ansprechen und nicht nur einen Teil.

Bei den hier angeführten Anregungen handelt es sich um Überlegungen, die versuchen, die eigene Forschungsarbeit über die Kirchengeschichte des vierten Jahrhunderts für heute

⁴¹ Siehe *Sacrosanctum Concilium* 14: „Die Mutter Kirche wünscht sehr, alle Gläubigen möchten zu der vollen, bewußten und tätigen Teilnahme an den liturgischen Feiern geführt werden, wie sie das Wesen der Liturgie selbst verlangt“ (Rahner / Vorgrimmler [1989] 57).

⁴² Siehe hierzu auch Förster (2007) 129–147.

fruchtbar werden zu lassen. Gerade deswegen handelt es sich um subjektive Eindrücke, die zur Diskussion anregen wollen, die jedoch nicht in der Lage sind, einfache und rasche Lösungen für die heute dringlichen Fragen zu bieten. Gleichzeitig scheint es jedoch so zu sein, dass oftmals gerade die raschen und einfachen Lösungen keine dauerhaften Lösungen sind.

Literaturverzeichnis

- Aland, Kurt / Barbara Aland (Hrsg.) 1988: *Walter Bauer, Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der frühchristlichen Literatur*. 6., völlig neu bearb. Aufl. Berlin [u. a.]: de Gruyter.
- Baus, Karl / Eugen Ewig, 1999: *Die Reichskirche nach Konstantin dem Großen. 1. Halbband: Die Kirche von Nikaia bis Chalkedon*. Unveränd. Nachdr. d. Sonderausg. von 1985. Freiburg i. Br.: Herder (Handbuch der Kirchengeschichte 2).
- Bieritz, Karl-Heinrich, 2005: *Das Kirchenjahr. Feste, Gedenk- und Feiertage in Geschichte und Gegenwart*. 7., aktualisierte Aufl. München: Beck.
- Botte, Bernard, 1932: *Les origines de la Noël et de l'Épiphanie. Étude historique*. Louvain: Abbaye Du Mont César (Textes et études liturgiques 1).
- Bradshaw, Paul F., 1985: Art. Gottesdienst IV. Alte Kirche. In: *Theologische Realenzyklopädie* 14, 39–42.
- Brennecke, Hanns Christof, 1986: *Studien zur Geschichte der Homöer. Der Osten bis zum Ende der homöischen Reichskirche*. Tübingen [Habil.].
- Dawkins, Richard, 2006: *The God Delusion*. London [u. a.]: Bantam Press.
- Förster, Hans, 1995: Rez. Selinger, Religionspolitik. In: *biblos* 44, 162–164.
- Förster, Hans, 1999: Rez. Klaus, Antikes Erbe und christlicher Gottesdienst. In: *biblos* 48, 170f.
- Förster, Hans, 2001: Christlicher Trostbrief (P. Harrauer 57). In: Bernhard Palme (Hrsg.), *Wiener Papyri als Festgabe zum 60. Geburtstag von Hermann Harrauer (P. Harrauer)*. Wien: Holzhausen, 207–222.
- Förster, Hans, 2007: *Die Anfänge von Weihnachten und Epiphanias. Eine Anfrage an die Entstehungshypothesen*. Tübingen: Mohr Siebeck (Studien und Texte zu Antike und Christentum 46).
- Förster, Hans, 2008: Mumifizierung von Christen in Ägypten – Eine religionsgeschichtliche Anfrage. In: *Journal of Coptic Studies* 10, 167–182.
- Gerhards, Albert / Emmanuela Kohlhaas, 1998: Art. Musik IV. Musik und Kirche. In: *Lexikon für Theologie und Kirche* 7, 546–550.
- Girardet, Klaus Martin, 2007: Das Christentum im Denken und in der Politik Kaiser Konstantins d. Gr. In: Klaus Martin Girardet (Hrsg.), *Kaiser Konstantin der Grosse. Historische Leistung und Rezeption in Europa*. Bonn: Habelt, 29–53.
- Halsberghe, Gaston H., 1972: *The cult of Sol Invictus*. Leiden: Brill (Études préliminaires aux religions orientales dans l'Empire romains 23).
- Klaus, Bernhard, 1998: *Antikes Erbe und christlicher Gottesdienst. Eine kulturgeschichtliche Spurensuche*. Stuttgart: Calwer.
- Kollwitz, Johannes, 1954: Art. Bild III. Christlich. In: *Reallexikon für Antike und Christentum* 2, 318–341.
- Krause, Martin (Hrsg.), 1998: Heidentum, Gnosis und Manichäismus, ägyptische Survivals. In: Martin Krause (Hrsg.), *Ägypten in spätantik-christlicher Zeit. Einführung in die*

- Koptische Kultur*. Wiesbaden: Reichert (Sprachen und Kulturen des christlichen Orients 4) 81–116.
- McKinnon, James W. 1994: Art. Musik und Religion III. In: *Theologische Realenzyklopädie* 23, 1994, 452–457.
- Piepenbrink, Karen, 2005: *Christliche Identität und Assimilation in der Spätantike. Probleme des Christseins in der Reflexion der Zeitgenossen*. Frankfurt/M: Verl. Antike (Studien zur Alten Geschichte 3).
- Piétri, Charles, 1996a: Das Scheitern der kaiserlichen Reichseinheit in Afrika. In: Norbert Brox [u. a.] (Hrsg.), *Die Geschichte des Christentums 2: Das Entstehen der einen Christenheit (250–500)*. Freiburg i. Br.: Herder, 242–270.
- Piétri, Charles, 1996b: Die Schwierigkeiten des neuen Systems im Westen: Der Donatistenstreit (363–420). In: Norbert Brox [u. a.] (Hrsg.), *Die Geschichte des Christentums 2: Das Entstehen der einen Christenheit (250–500)*. Freiburg: Herder, 506–524.
- Rahner, Hugo, 1945: Das christliche Mysterium von Sonne und Mond. In: Hugo Rahner (Hrsg.), *Griechische Mythen in christlicher Deutung. Gesammelte Aufsätze*. Zürich: Rhein-Verl., 125–228.
- Rahner, Karl / Herbert Vorgrimmler, 1989: *Kleines Konzilskompendium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanums*. 21. Aufl. Freiburg: Herder.
- Rickert, Franz, 2001: *Vom Sonnengott zum Krippenfest*. Leipzig: Evang. Verl.-Anst.
- Roll, Susan K., 2003: Weihnachten/Weihnachtsfest/Weihnachtspredigt. I. Geschichte, Theologie und Liturgie. In: *Theologische Realenzyklopädie* 35, 453–468.
- Rosen, Klaus, 1997: Kaiser Julian auf dem Weg vom Christentum zum Heidentum. In: *Jahrbuch für Antike und Christentum* 40, 126–146.
- Schmelz, Georg, 2002: *Kirchliche Amtsträger im spätantiken Ägypten nach den Aussagen der griechischen und koptischen Papyri und Ostraka*. München [u. a.]: Saur (Archiv für Papyrusforschung und verwandte Gebiete. Beiheft 13).
- Schnuck, Klaus-Dietrich, 1991: Art. Makkabäer/Makkabäerbücher. In: *Theologische Realenzyklopädie* 21, 736–745.
- Selinger, Reinhard, 1994: *Die Religionspolitik des Kaisers Decius. Anatomie einer Christenverfolgung*. Frankfurt/M.: Lang.
- Tengström, Emin, 1964: *Donatisten und Katholiken. Soziale, wirtschaftliche und politische Aspekte einer nordafrikanischen Kirchenspaltung*. Göteborg: Acta Univ. Gothoburgensis (Studia Graeca et Latina Gothoburgensia 18).
- Thümmel, Hans Georg, 1980: Art. Bilder IV. Alte Kirche. In: *Theologische Realenzyklopädie* 6, 525–531.
- Thümmel, Hans Georg, 1994: Art. Bild III. Historisch-theologisch. In: *Lexikon für Theologie und Kirche* 2, 444–445.
- Visonà, Giuseppe, 1995: Art. Ostern/Osterfest/Osterpredigt I. Geschichte, Theologie, Liturgie. In: *Theologische Realenzyklopädie* 25, 517–530.
- Wanke, Joachim, 2007: „Mit Anstand und Ordnung“ (Betrachtung zu 1 Korinther 14,33b–40; 29. Mai 2008). In: Ulrich Fischer [u. a.] (Hrsg.), *Mit der Bibel durch das Jahr 2008. Ökumenische Bibelauslegungen*. Stuttgart: Kreuz.
- Willis, Geoffrey G., 1950: *Saint Augustine and the Donatist Controversy*. London: SPCK.
- Ziegler, Adolf Wilhelm, 1969: *Religion, Kirche und Staat in Geschichte und Gegenwart. Ein Handbuch. Bd. 1: Geschichte: Vorgeschichte, Altertum, Mittelalter, Neuzeit*. München: Manz.